Nr. 31

Colonia.

30. Juli 1916

Sonntagsbeilage zum Kölner Local-Anzeiger.

Mit besonderen Abteilungen:
Unseren Frauen sowie Gartenarbeit und Blumenpflege.

Glück.

Der König Nabuchodonosor zog einstens mit einem gewaltigen Heere vor die Mauern Jerusalems und schloß die Stadt von allen Seiten ein. Im Auftrage Gottes mahnte Jeremias sein Volk zur Unterwerfung und Buße. Aber es traten falsche Propheten auf und predigten: „Was, ihr wollt euch ergeben? Jerusalem kann und wird nicht fallen; siegreich werdet ihr über die heidnischen Heere triumphieren! Doch die Stadt fiel, in Asche sank der Tempel auf Sion, und der jüdische Herrscher wurde gefangen nach Babylon geschleppt. Jeremias aber saß auf den rauchenden Trümmern des Tempels und klagte über die verunkene Herrlichkeit seines Vaterlandes. Falsche Propheten hatten das Volk betört und ins Verderben gestürzt.

Wieder stand die heilige Stadt an einem Wendepunkt in der Geschichte. Schwer seufzte das jüdische Land unter dem Joche der römischen Herrschaft. Da erhoben sich wiederum falsche Propheten und versprachen dem Volke Freiheit und Glück, Eintracht und Wohlstand. Sie trieben die Juden zur Empörung gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit. Der Krieg mit den Römern brach aus; Jerusalem kam in schwere Bedrängnis. Durch Hunger und Schwert und Feuer wurde Israels Kraft für immer zu Grunde gerichtet.

Der Heiland warnt uns im heutigen Evangelium vor diesen falschen Propheten, die in Schafskleidern zu uns kommen; im Innern aber reißende Wölfe sind. Zu allen Zeiten hat es Männer gegeben, die sich in das Gewand der Liebe kleiden und ihren Mitmenschen schöne Versprechungen machen; die sich aber leiten lassen von Leidenschaft und Eigennutz und die dem Volke statt Brot Steine geben. Sie wissen so schön zu reden von Bruderliebe und Freiheit, mißachten geistliche und weltliche Obrigkeit. Es sei eine Torheit, sagen sie, seine Hoffnung auf eine ungewisse Zukunft, ein Paradies im Jenseits zu setzen; man müsse bestrebt sein, hier auf Erden das volle Glück zu erlangen.

Wir brauchen uns nicht zu wundern, daß viele sich durch solche Versprechungen täuschen und berücken lassen. Aber es sind Worte ohne Taten. Diese Propheten träufeln das Gift der Unzufriedenheit in das Herz des Volkes, sie untergraben die Arbeitsfreudigkeit und steigern die Gier nach Geld und Genuß, aber sie bringen kein Glück. Sie reißen ab, aber bauen nicht auf. Das sind falsche Propheten, reißende Wölfe. Selbst in den schweren Kriegszeiten schweigen sie nicht. Wir haben die Einigkeit und die Religion jetzt so bitter nötig. Und doch gehen noch Menschen umher, die dem Volke den besten Trost und die sicherste Stütze in allen Nöten, die Religion, rauben wollen — reißende Wölfe.

Die christliche Religion hat Jahrhunderte lang segensreich gewirkt, und sie hat die Menschen wahrhaftig nicht betrogen. Wer im Geiste des Heilandes lebt, wird ein volles und dauerndes Glück erlangen und eine ewige, unvergängliche Freude. F.

Auf dem Schlachtfelde von Waterloo.

Von Hermann Ritter (Brüssel).

Der offene Trambahnwagen rollt, gefüllt bis auf den letzten Platz mit sonntäglich geputzter Menge, durch die Brüsseler Straßen, durch Villenvororte und dann hinaus ins offene Land. Wir beide haben bequeme, gegenüberliegende Sitzplätze erwischt und geben uns deshalb mit Behagen dem Genusse fröhlichen Geplauders hin, denn die Sonne scheint einmal wieder vom blanken Himmel, die Rosen leuchten, der Flieder duftet. Wir sind bereit, alles und jedes zu bewundern, uns zu freuen an kleinen Gasthäusern mit drolligen Namen, in deren Türrahmen eine behäbige Wirtin erscheint, an spielenden Kindern und weidenden Kühen. Die ganze Belegschaft des Wagens ist fröhlich gestimmt, und unsere sonnige Laune steigt zu allgemeinem Heiterkeitsausbruch, als wir einem Trüppchen lustig dahertrabender, rundlicher, weißer Schweinchen begegnen und einige Scherzbolde die heute so ungemein hochgeschätzten Tiere durch ehrfurchtsvolles Abnehmen ihrer Strohhüte begrüßen.

An der Petite Espinette, wo rote Villendächer aus Baumgrün schauen und von den Wiesen köstlicher Heuduft herüberweht, hat der Tram seine Endstation, steht für die Weiterfahrt ein kleiner Dampfstraßenbahnzug bereit. Stark gelichtet besteigt ihn unsere Schar, denn die Mehrzahl der Besucher will heute die Buchenhallen des Waldes von Soignes genießen. In flotter Fahrt sausen wir auf Waterloo zu, vorbei an vereinzelten bescheidenen Landhäusern mit großen Gärten voller Obstbäume und Gemüsebeete. In jedem von ihnen möchten wir hausen, um Großstadtlärm und die ganze Welt zu vergessen, um stillzufrieden unseren Kohl zu bauen, unsere Pfeife zu rauchen und statt bedrückender Kriegsnachrichten vernünftige Bücher zu lesen, die in die Einsamkeit passen und glückversponnene Beschaulichkeit vermehren. Ach, das alles sind Wünsche, die nicht in unsere heutige Welt passen.

Der Zug jagt über die historische Steinstraße, welche zwischen der Doppelzeile der Häuser von Waterloo mit der Ferme Mont St. Jean herläuft und sich dann hinunter in die flache Mulde des Schlachtfeldes senkt. Dann steht in kurzer Entfernung der Hügel von Waterloo vor uns, und dicht an der Haltestelle bauen sich kleine Gasthäuser auf. Landbewohner und deutsche Soldaten sitzen vor den Häusern beim Glase Bier oder haben sich in dem zur Seite liegenden Gärtchen niedergelassen, wo Rosenstöcke neben schattigen Lauben blühen und große Glockenblumen schmale Zierbeete füllen. Auch wir entschließen uns, zunächst einmal diese friedliche Stille unter Einnahme einiger Erfrischung zu genießen. Wir trinken behaglich unseren Kaffee und freuen uns an der munteren Wirtin, die mit einigen deutschen Reitern — ihr uns befreundeter liebenswürdiger Major, der Kommandant dieses Bezirkes, ist, wie ich zu meinem Bedauern höre, nach Brüssel gefahren — zu beiderseitiger vollkommener Genugtuung in einem Gemisch von Deutsch und Flämisch ein vergnügliches Gespräch führt.

Die hühnerleiterartige Steintreppe, die auf die Höhe des einst von wallonischen Hottefrauen zusammengetragenen Denkmalhügels und an den Sockel des gewaltigen, seinerzeit von der Firma Cockrill in Lüttich gelieferten Löwen führt, läßt sich, wie ich zu meinem Bedauern feststellen muß, nicht mehr wie vor 15 Jahren in einem Zuge ohne Verschnaufpause ersteigen. Landschaftliche Szenerie des Schlachtfeldes, Erklärung desselben Führers, den ich einst erlebte, sind dieselben geblieben. Nur eine leichte Veränderung der traditionellen Erklärungsrede stelle ich fest. Der Führer spricht weniger von den Engländern, als von den Deutschen, Belgiern und Holländern im englischen Heere, wie von dem entscheidenden Eingreifen der Preußen dort hinten bei Papelotte und Plancenoit. Zeitereignisse und Rücksichten auf's Geschäft — das Denkmal wird naturgemäß viel von deutschen Offizieren und Soldaten aufgesucht — haben diese Aenderungen verursacht. Was das Geschäft anbelangt, so ist der Denkmalführer mit der gegenwärtigen Zeit sehr zufrieden, aber er äußert sich besorgt wegen der Jahre nach dem Krieg und glaubt, daß Ypern und Umgegend Waterloo schwere Konkurrenz machen werden. Freilich besitzt Waterloo, wenn man so sagen darf, besondere Reize, die von keinem anderen Kampfplatz sich übertreffen lassen. Es sah den Endkampf, mit dem das gewaltige Napoleonische Kriegsepos abschloß, jene Zeit gewaltigster europäischer Umwälzungen, es ist die tragische Bühne, auf welcher das gigantische Genie eines Napoleon dem Schicksal und einer Verkettung von Umständen erlag, auf welcher eine Periode kriegerischer Romantik abschloß, um von einer Zeit friedlicher Romantik abgelöst zu werden. Waterloo hat aber auch ein hauptsächlich in Erwartung der 1915 zur Jahrhundertfeier zusammenströmenden Gäste erbautes Panorama, das den Beschauer sozusagen noch einmal

Wie „Heeroome" Dunckel den Franzosen ein Schnippchen schlug.

Erzählung von Matthieu Hoefnagels.

Man schrieb das Jahr 1677.

Ludwig XIV. führte Krieg gegen Holland. In Maastricht lagen die feindlichen Truppen und gingen von dort auf Raub und Plünderung aus. Auf das kleine Städtchen Sittard hatten sie es ganz besonders abgesehen, denn im Laufe von zwei Jahren wurde diese friedliche Gemeinde dreimal ausgeraubt und in Brand gesteckt. Das erste Mal 1676, das zweite Mal am 22. August des nächsten Jahres, als die Maastrichter Franzosen bei Nachtzeit in die nichtsahnende Stadt eindrangen und unter Befehl von Calvo alles mitnahmen, was in ihre Hände fiel. Auch diesmal steckten sie die Stadt wieder in Brand, jedoch hatten die Bürger Mut und Behendigkeit genug, das Feuer in kurzer Frist zu löschen. Den Anfall auf Sittard hatte Marschall de Turenne angeordnet.

Nun meinten die Einwohner, daß sie fortan in Frieden und Ruhe weiter leben könnten, aber das Maß ihrer Leiden war noch nicht voll, denn am 7. September rückten die Franzosen, diesmal unter Anführung von General Malacque, wieder in das unglückliche Sittard ein. Die Stadt wurde aller Habe beraubt und an allen Ecken in Brand gesteckt, sodaß ungefähr nur 80 Häuser und ein Kloster stehen blieben.

Es war das Kloster der Patres Dominikaner, das durch einen Kanarienvogel vom Brande verschont wurde. Und das kam so:

Ein Pater hatte seinen Kanarienvogel eine französische Melodie flöten gelehrt, was wohl der General Malacque vernommen oder selber gehört haben muß. Da ihm das sehr gefiel, wollte er gern den Vogel von dem Pater kaufen. Es wäre ja schade, sagte der General, wenn dem Vögelchen etwas geschähe. Der Pater verstand das, benutzte das Wort des Generals und sprach zu ihm: Mon Général! Den Vogel verkaufen will ich nicht, aber ihn wohl Eurer Exzellenz zum Geschenke anbieten." Der General, hierüber sehr froh und zufrieden, wollte dem Pater hierfür eine Gunst erweisen, worauf dieser erwiderte, Seine Exzellenz könnte ihnen einen großen Dienst erweisen, wenn sie ihr Kloster vom Brande verschonen wollte.

„Lieber Pater," antwortete der General, „Sie verlangen etwas, was gar nicht in meiner Macht liegt. Ich muß die Befehle des Marschalls de Turenne zur Ausführung bringen, sonst gehe ich meiner Stellung verlustig."

Der Pater ließ aber nicht nach. Er holte das Bauer mit dem Kanarienvogel, und als das Tierchen, als hätte es gewußt, was davon abhängen konnte, sofort anfing, sein französisches Liedchen zu singen, sagte der General schließlich:

„Nun denn, ich werde meinen Soldaten den Befehl geben, das Stroh, womit die Straßen heute abend belegt werden, morgen heim Kloster zuletzt anzuzünden, und sobald es nur brennt, werde ich meinen Degen einstecken, zum Zeichen, daß die Brandstiftung aufhören muß. Ihr Klosterpersonal halte sich mit Wasser und Löschungsmitteln bereit."

Unter heißen Dankbezeugungen überreichte der Pater dem General den Käfig mit dem gefiederten Retter des Klosters. Mit froher Miene ging der Feldherr davon.

Und Malacque hielt Wort. Als am folgenden Tage ganz Sittard in Flammen stand und das Stroh vor dem Dominikanerkloster zu brennen anfing, steckte er seinen Degen ein; die bereitstehenden Patres und ihre Gehülfen löschten das angezündete Stroh und retteten so das Kloster vor dem Feuer.

Aber so glimpflich sollten die Dominikaner nun doch nicht davonkommen, denn am Nachmittag desselben Tages ritt General Malacque beim Kloster vor und verlangte den Prior zu sprechen. Dieser empfing ihn in dem geräumigen Sprechsaal und bat um Mitteilung, was der hohe Herr begehre.

„Ich habe das Kloster verschont," so fing der General an, „aber Krieg ist teuer, und wir brauchen Geld, da Sie dies nicht haben, so will ich mich mit dem Klosterschatz begnügen, den ich in Frankreich zu Gelde machen will. Lassen Sie also alle goldenen und silbernen Gefäße und sonstige wertvolle Sachen hier in dieses Zimmer bringen."

Der Prior war vor Schrecken blaß geworden. Den Klosterschatz wollte der General mitnehmen! Alle diese kostbaren heiligen Gefäße, Kandelaber, Ziborien und Kurzifixe! Welch ein Unglück!

„Nun," rief der General ungeduldig aus, „haben Sie nicht gehört? Beeilen Sie sich, in einer Stunde komme ich wieder ... Holla," rief er zwei Soldaten zu, welche vor dem Fenster Wache hielten, „kommt herein!"

Als die Soldaten ins Zimmer getreten waren, befahl ihnen Malacque: „Ihr geht mit dem Prior in die Kapelle und laßt euch alle wertvollen Sachen herausholen und in dieses Zimmer bringen. Auch in den anderen Gemächern findet ihr vielleicht noch etwas, was der Mühe wert ist, mitzunehmen. Alles kommt hierhin, und " — der General stutzte und sah sich im Zimmer um — „ach, da haben wir ja schon, was wir brauchen," fuhr er fort, indem er auf eine große alte Truhe deutete, welche in einer Ecke stand, „alles, was ihr findet, wickelt ihr sorgfältig ein und packt es in diese Truhe. In einer Stunde muß alles besorgt sein, dann komme ich hierher, um die Truhe zu versiegeln, und heute abend nehmen wir sie mit. Verstanden?"

Der General ließ den Prior mit den beiden Soldaten allein. Nun waren diese beiden Soldaten fromme Leute, denen es wirklich ans Herz ging, daß sie den Befehl des Generals ausführen mußten. Allein, was half es, taten sie es nicht, so hätte sicher ihre letzte Stunde geschlagen.

Unter Tränen ging der alte Prior den beiden Franzosen voran und führte sie in die Kapelle. Es dauerte nicht lange, da lagen Kelche, Weihrauchfässer, Kreuze usw. auf einem großen Tisch im Sprechsaal. Weinend standen der Prior und die Patres dabei und sahen, wie die heiligen Gegenstände Stück für Stück in der Truhe verschwanden.

Ehe noch die Stunde verflossen war, kam auch schon General Malacque zurück. Vergnügt besah er die bis an den Rand gefüllte Truhe, ließ den Deckel schließen, nahm den Schlüssel in Empfang und versiegelte die Truhe, indem er über den Spalt zwischen Deckel und Kiste Papierstreifen kleben und sie an beiden Enden mit Siegellack an das Holz befestigen ließ. Dann drückte er seinen Siegelring verschiedene Male in den Lack, so daß es unmöglich war, den geringsten Versuch zu machen, die Truhe zu öffnen, ohne daß man es entdecken mußte.

„Heute abend um neun Uhr, ziehen wir ab nach Maastricht.

auf die Höhe des Löwendenkmals stellt und in einem von dem französischen Marinemaler Louis Dumoulin geschaffenen prächtigen Rundgemälde ihm im Rahmen der oben geschauten Landschaft ein geschlossenes Schlachtenbild, einen grandiosen Kampf mit blanker Waffe zeigt, wie ihn Welt- und Kriegsgeschichte nicht mehr aufweisen werden.

Aus der Mulde herauf brausen die wunderbaren Geschwader der französischen Kavallerie, die Kürassiere Milhauds und Kellermanns, die Lanciers, die reitenden Grenadiere und Jäger zu Pferde. Welle auf Welle fluten sie heran auf schäumenden Rossen, mit vorgelegten Pallaschen und mit den in kriegerischer Wut verzerrten und geröteten Gesichtern. An der Spitze eines Regiments erblickt man den barhäuptigen Ney, in dessen leidenschaftlich erregter Miene sich die ganze wahnsinnige Wut dieser eine endliche, rasche Entscheidung erzwingen wollenden Reitermassen widerspiegelt. Auf der Höhe der Mulde, jenseits des dem Angriff so verderblich und der englischen Verteidigung so vorteilhaft gewordenen Hohlwegs umwogen die Reiter die zusammengeballten Reste deutscher und englischer Karrees, die Geschütze, an denen sich vereinzelte Kanoniere gegen Pallaschhiebe decken. Säbel und Bajonette schaffen in unaufhörlicher, blutiger Arbeit. Hier und dort tauchen vereinzelte, wütend um sich schlagende französische Kürassiere zwischen Bajonettspitzen auf. Gleich beweglichen Gefechtstürmen erschienen ihre Riesengestalten in blanken Panzer und Haarschweifhelm über der am Boden ringenden buntfarbigen Soldatenmenge. Für das französische Heer, für diese prächtigen Reiter gilt es jetzt im letzten Augenblicke den Sieg vollenden, den Sieg, den man schon in den Händen zu haben glaubte und den die Preußen dort hinten, wo zur Seite und im Rücken mit blauweißen Pulverschwaden ein neues Schlachtengewitter heraugezogen ist, dem französischen Heere wieder zu entreißen drohen. Die Braven, die hier im Kampfgewühle den letzten Hauch von Mann und Roß an die Niederwerfung der englisch-deutschen Reste setzen, ahnen nur die ganze Not und Bedeutung der Stunde. Der Mann dort hinten in der Ferne, der einsam auf einem Schimmel über das von Reserven entblößte Schlachtfeld heranreitet, kennt sie in ihrem vollen Umfange, weiß, daß sich hier sein und Europas Geschick entscheidet.

Die Ueberraschung, die mir die Kleinheit und Uebersichtlichkeit des Schlachtfeldes von Waterloo zum erstenmal bereitete, verstärkt sich bei diesem Besuch. Und obwohl Spannung, Tragik und Bedeutung dieses Endkampfes der napoleonischen Kriegsperiode ebenso wie früher empfunden werden, ich kann mir nicht helfen, die ganze Schlacht bei Waterloo will mir heute als ein Ereignis aus einer verschwundenen beengten Welt der Taten erscheinen. Ich fühle, daß die volle Empfindung für die Größe dieses Ereignisses einer völlig entschwundenen Zeit angehört hat, einer Welt, in der ich mich geistig nicht mehr recht zurecht finden kann nach all dem Riesenhaften, Furchtbaren und in seinen Folgen für den Erdball völlig Unübersehbaren, das wir in diesen Jahren in allem unseren Sein geschüttelt und gerüttelt erleben mußten.

Dieses Unvermögen schmerzt, weil es das Empfinden eines Verlustes seelischer Güter, alter Erinnerungen und Vorstellungen in sich schließt. Man hat seine Jugend in einer Zeit verlebt, in welcher dies Schlachtenereignis noch in einer monumentalen, unübertreffbar erscheinenden Tragik und Größe gewertet wurde, in der keines Sterblichen Phantasie sich die Ungeheuerlichkeit und Riesenhaftigkeit heutiger Kämpfe und Entscheidungen, die Furchtbarkeit moderner Waffen ausmalen konnte, in der solcher Reiterangriff noch als natürlicher Ausfluß kriegerischen und romantischen Heldentums erschien. Man ist sozusagen noch persönlich und geistig verbunden gewesen mit den Helden von Waterloo. Da steigt mir der alte Hannes aus Medenbach im Westerwald vor den geistigen Augen auf. Ich sehe ihn auf der Bank vor seinem Hause sitzen, die Medaille von Waterloo auf dem Kittel. Er schmaucht die kurze Pfeife und erzählt der gespannt horchenden Jugend von der Verteidigung von Hougoumont durch die Nassauer, Hannoveraner und Engländer. Dem Andenken an den alten nassauischen Soldaten bin ich einen Besuch Hougoumonts schuldig. Auch die beiden zerschossenen Seidenfahnen kommen mir in den Sinn, die einst über den nassauischen Regimentern in Spanien und dann bei Waterloo wehten und die ich in trübseliger Vergessenheit auf dem Speicher eines öffentlichen Gebäudes in Duenburg wiederfand. Wir müssen die Stätten sehen, an denen einst die tapferen Deutschen für England kämpften und bluteten.

Wir schreiten an den Denkmalern links und rechts von der Straße vorüber zum Pachthof La Haie-Sainte und treten durchs Tor. Das Gehöft mit dem alten Wohnhaus hat in der Hauptsache noch ganz die Gestalt, in der es die Schlacht von Waterloo sah, das fürchterliche hin- und herwogende Ringen in Stallungen, Garten und Hofraum. Im Hofe ist noch derselbe Dungplatz, auf dem die Franzosen die Reste der tapferen Verteidiger der deutschen Legion unter Major Baring niedermetzelten. Wir wandern weiter auf der historischen Straße und sind — es ist unglaublich, wie nahe das alles beieinander liegt — nach wenigen Minuten bei der kleinen Ferme La belle Alliance, wo sich Blücher und Wellington am Abend trafen. Wenige Schritte weiter, und wir stehen am französischen Denkmal mit dem im Todeskampfe noch um sich schlagenden napoleonischen Adler. Hier verschwand in der Sintflut allgemeiner Flucht nach heldenmäßigem Kampf das letzte Viereck der alten Garde wie ein von steigender Sturmflut umbrandeter Turm.

Wir biegen rechts in einem Fußsteig ab und wandern durch die Felder hinüber nach Hougoumont. Links und rechts neben dem lehmfarbigen Pfade stehen Weizen und Gerste in üppigen Aehren. Es folgt eine Wiese mit hohen, duftenden Heuhaufen. In einem solchen Haufen müssen wir uns eine Weile niederlassen. Wir vergessen ganz, daß diese fruchtbare Mulde ein Teil des Schlachtfeldes von Waterloo ist. Wir sitzen eine Weile still im Auskosten der großen Stille, die über den gesegneten Breiten liegt und hören mit Entzücken eine Lerche über unseren Häuptern. Dann plaudern wir weiterschreitend vom Glück stillen ländlichen Lebens, wandern, einer willig dem anderen folgend, im Geiste durch ährenwogende Felder Deutschlands und durch Pfade eines stillen, blumigen Gartens, der an die Mauer eines flämischen Bauernhofes stößt. So kommen wir nach Hougoumont, wo eine alte Magd für 25 Centimes in schlechtem Wallonisch-Französisch Erklärungen gibt, wo der alte Hannes mit seinen Kameraden zwischen Rauch und prasselnden Flammen die wütenden Anstürme der Franzosen abschlug. Wir sehen den von Unkraut umwucherten Brunnen, in dem man einst Hunderte von Leichen versenkte, die zerstörte Kapelle, den Grasplatz hinter den Ruinen des Schlosses, wo Ruhe auf den eingebneten Massengräbern der Kämpfer von Hougoumont weiden. Wir besehen die erhaltenen Kugelspuren in den Eichentüren der Wirtschaftsgebäude, die in den Mauern noch steckenden Kugeln, die Reste des beim Angriff zerstörten Hoftores. Aber unsere Augen gleiten flüchtig über alle diese Denkmäler und Kampfesspuren. Wir bewundern die Rosen und Glockenblumen im Garten, die stattlichen Bäume vor den Hoftoren. Die friedliche, ländliche Ruhe hat uns ganz in ihrem Banne, und durch die Aehrenfelder nach Braine l'Alleud weiter wandernd füllt unsere Seele ganz die gewaltige Tröstung der Natur, die nach blutigsten Kämpfen alles ausgleichen kann und wird in uralt gleichmäßigem, gütigem Walten, die wieder friedliches Denken, stilles Glück, poetisches Empfinden der Menschheit auch nach einer Periode furchtbarsten Gegeneinanderwütens geben will. G

:: Kleines Feuilleton ::

(23) Der Junge.

Das Vaterland brauchte das Pferd im Feld,
Leer steht die Krippe des Braunen.
Zwei Sechstein ... so ward der Acker bestellt;
Schon geht durch die Halme das Raunen.

Der Vater im Krieg ... die Mutter voll Harm.
Die Mädchen noch klein ... doch dem Jungen —
Zwar sechzehn erst — ist's in den Arm
Wie Siegfriedskraft gedrungen.

Heut hat das Herz mir im Leibe gelacht:
Ich sah ihn beim Heuen am Hange;
Die Gabel flog; es war eine Pracht
Wie die Stirn' ihm glühte und Wange.

Die Kaffeekrufe und Brot im Schoß
Kam Mutter zu ihrem Getreuen.
Ich wünschte ihr Glück ... Sie sagte bloß:
„Wie wird der Vater sich freuen!"

Wigbert Reith.

Generalfeldmarschall von Mackensen und seine Mutter.

Am 30. Mai hat der Oberpfarrer Seiler in Forst in der Lausitz dem Generalfeldmarschall von Mackensen, mit dem er bereits früher in Briefwechsel getreten war, seine Kriegsgedichte gewidmet und gleichzeitig das Gedicht Feldmarschall von Mackensens Mutter Heimgang übersandt. Darauf hat der Heerführer mit folgenden Zeilen aus seinem Hauptquartier geantwortet:

Euer Hochwürden danke ich herzlich für die Sammlung Ihrer Kriegsgedichte, die Sie mir zusammen mit der Abschrift eines Briefes meiner verewigten geliebten Mutter am 30. Mai zugeschickt haben, sowie für die beigefügten tief empfundenen und mich ebenso tief berührenden Verse auf den Heimgang meiner Mutter. Nun fühle ich ihre Hand nicht mehr und lerne die Unersetzbarkeit der Mutterliebe kennen. Aber mit der tiefen Trauer um diesen Verlust eint sich in meinem Herzen das Empfinden heißer Dankbarkeit für die ungewöhnliche Gnade Gottes. Ein glücklicher Umstand hat es gefügt, daß ich nach dem serbischen Feldzuge meine Mutter auf einige Stunden besuchen konnte. Ihr „Mein liebes Kind!" mit dem sie mich auf der Schwelle des Hauses empfing, bedeutet einen Höhepunkt in ihrem und meinem Leben, der kaum übertroffen werden kann, und auch wahrer Trauer Gleichgewicht geben kann. Neue Aufgaben harren meiner. Gott helfe sie mir lösen.

In aufrichtiger Erwiderung Euer Hochwürden dankbar ergebener Mackensen.

(23) **Vom Wahrsagerinnenschwindel**, dem glücklicherweise jetzt in vielen Korpsbezirken durch ergangene Verbote ein Ende bereitet ist, geben die Dresdner Nachrichten folgende Probe: In einem bekannten Kurorte der nächsten Dresdner Umgebung betrieb eine Wahrsagerin ihr einträgliches Geschäft. Die Frau hielt ihren Klienten zunächst einen Vortrag, worin sie betonte, daß sie die Gabe besitze, sofort beim Eintreten jeder Person deren Anliegen und Lebensverhältnisse zu fühlen (!). Da einzelne Proben stimmten, sprach sich die Sache rasch herum und die Wartezimmer wurden nie leer. In diesen Wartezimmern nun saß eine Empfangsdame, ein junges Mädchen, das dort Korrespondenzen erledigte. Es hatte ein feines Gehör für die Herzensergüsse der Kunden, ein mitfühlendes Herz für ihre Sorgen, ein ausgezeichnetes Gedächtnis für das ihr Anvertraute, und endlich die Gabe das Zimmer unauffällig zu verlassen, um die „Briefe zur Post zu tragen". Wenn dann einige Minuten später die Kundin vor die Wahrsagerin trat, wußte diese ganz genau, wo sie der Schuh drückte. Sie hob dreimal mit der linken Hand die Karten und siehe da — alles stimmte. Nur bisweilen kam es vor, daß „sich das Fluidum nicht recht mit der Kundin vermählen wollte," dann gab ein Klingelzeichen der Empfangsdame zu wissen, eine „schwierige" Kundin habe eben das Zimmer verlassen, deren Adresse festgestellt werden müsse, damit bis zu dem unausbleiblichen nächsten Besuche rasch und unauffällig Nachforschungen angestellt werden konnten. ps

---

Wir lassen die Truhe so lange hier und nehmen sie heute Abend mit."

Nach einem kurzen Gruß verließ der General mit den zwei Soldaten das Kloster.

„Unser Heiligtum geht von uns", schluchzte der Prior, und die anderen Patres stimmten in das Wehklagen mit ein.

„Was fangen wir an?" seufzte der Pater, der Malacque seinen Vogel geschenkt hatte.

„Wir können nichts machen", erklärte ein anderer, indem er vorsichtig die Siegel berührte. „Heute Abend wird die Truhe mitgenommen und unser Klosterschatz wandert nach Frankreich, wo er von profanen Händen zu allerlei Tand für das Frauenvolk verarbeitet werden wird."

„Das nie!" rief der Prior aus. „Unsere heiligen Ziborien und Kelche sollten in eitlen Schmuck umgewandelt werden?! Niemals, es muß einen Ausweg geben. Weiß denn kein Mensch von euch Rat?"

„Rat?" sagte ein Pater spottend. „Wer soll da Rat wissen? Wenn kein Wunder geschieht, dann ..."

Er vollendete den Satz nicht, denn in diesem Augenblick trat ein langer, hagerer Mann in arg verschlissenem Priestergewand ins Zimmer. Er hatte ein dickes Buch unter dem Arm und sah mit seinen grauen, schelmisch blickenden Augen den Prior fragend an:

„Mein Freund, was ist denn hier im Gange? Warum seht ihr so betrübt aus?"

„Heeroome Dunckel!" rief der Prior freudig aus, „Sie kommen wie vom Himmel gesandt, Sie müssen uns aus der Not helfen. Wenn keiner es kann, Sie können es."

Dieses Vertrauen, das der Prior in „Heeroome" Dunckel, wie er allgemein genannt wurde, zu stellen schien, war sicher nicht unbegründet, denn der alte Priester war der Ratgeber von ganz Sittard, wenn es galt, jemanden aus einer schwierigen Lage zu retten. Seine Erfindungsgabe war so groß und der Ausweg, den er fand, war gewöhnlich so einfach, daß viele oft verwundert waren, nicht selbst auf den Gedanken gekommen zu sein. Dies sollte auch jetzt wieder der Fall sein. Heeroome Dunckel, der gekommen war, um dem Prior ein geliehenes Buch zurückzugeben, sollte auch dem Kloster seinen Schatz wiedergeben.

Nachdem der Prior ihm den ganzen Vorfall erzählt hatte, dachte Heeroome Dunckel einige Augenblicke nach, besah bedächtig die Truhe, prüfte die Siegel, lief um die Kiste herum, wie eine Katze um den heißen Brei und setzte sich schließlich, ohne ein Wort zu äußern in einen großen Lehnstuhl.

Prior und Patres sahen alle erwartungsvoll dem alten Dunckel ins Gesicht. Der blickte alle der Reihe nach mit lächelnden Augen an und sagte zum Schluß, indem er sich über die Erwartung, die in aller Blicke zu lesen war, höchlichst belustigte: „Die Sache ist ganz einfach!"

Ein Seufzer der Erleichterung kam aus aller Mund, denn man wußte nun, daß die Hülfe da war. Heeroome Dunckel hatte noch niemals etwas versprochen, was er nicht hielt.

„Ganz einfach?" wiederholte der Prior erstaunt.

„Jawohl. Ist unter den Patres einer, der etwas schreinern kann?"

„Pater Hieronymus," antwortete der Prior.

„So? Gut! Pater Hieronymus, holen Sie Ihr Werkzeug und kommen Sie damit hierher. Aber außer dem Prior und mir darf keiner bei der Operation zugegen sein."

Der Prior gab den Patres einen Wink, das Zimmer zu verlassen. „Operation?" murmelten sie untereinander, während sie ungern dem Befehl des Priors gehorchten.

Bald war Pater Hieronymus mit seinen Werkzeugen zur Stelle.

„Schließt die Tür," befahl Heeroome Dunckel.

Hieronymus tat so.

„So, nun wollen wir mit vereinten Kräften die Truhe umkehren, den Boden nach oben und die beiden äußersten Enden auf zwei Stühle stellen, damit an dem Deckel nichts passiert."

Es war eine schwere Arbeit, aber schließlich gelang sie doch.

Dem Prior schien etwas zu dämmern. Er sah Heeroome Dunckel glücklich lachend an und klopfte ihm verschiedene Male auf die Schulter.

„Ich glaube, ich glaube, daß ich es errate!"

„Meinen Sie?" schmunzelte der Heeroome. „Nun Pater Hieronymus müssen Sie Ihre Schreinerkunst zeigen. Es kommt darauf an den Boden so herauszuholen und wieder hineinzusetzen, daß man es nicht merken kann."

Pater Hieronymus machte sich an die Arbeit und es dauerte nicht lange, da war der Boden aus der Truhe heraus — der Klosterschatz lag frei.

Heeroome Dunckel, der Prior und Pater Hieronymus nahmen nun die Kelche, Ziborien, Kruzifixe und andere goldenen und silbernen Gegenstände heraus und bargen sie in einen großen Schrank, der in eine der Wände eingebaut war. Nachdem der Schrank verschlossen war, machte sich Pater Hieronymus eilends auf den Weg, um für die verschwundenen Schätze Ersatz zu finden. Einige Steine, altes Eisen, sorgfältig verpackt, so daß es kein Rütteln gab, waren bald in die Truhe versenkt. Der Gelegenheitsschreiner Hieronymus, machte den Boden in der Truhe wieder fest. Man kehrte sie wieder um und stellte sie auf den Boden.

Der Prior schloß den alten Heeroome unter Tränen in seine Arme.

„Dank, dank! Gott wird es Ihnen lohnen."

„Kein Wort hierüber zu den anderen Patres," warnte Heeroome Dunckel. „Ein unvorsichtiges Wort könnte verhängnisvoll werden. Rufen Sie jetzt wieder die anderen Patres herein."

Pater Hieronymus rief sie, und als sie alle wieder um die Truhe standen, sagte Heeroome Dunckel:

„Wollen die Patres sich davon überzeugen, daß die Siegel unverletzt sind!"

Alle machten sich an die Truhe heran und fanden die Siegel, wie sie vorher waren.

Abends um neun Uhr wurde die Truhe von den beiden Soldaten in Gesellschaft von General Malacque abgeholt, nachdem letzterer sich erst davon überzeugt hatte, daß die Siegel unversehrt waren.

Der Prior stand mit ernster Miene am Ausgang, und die Patres schauten tiefbetrübt drein, als die Truhe fortgeholt wurde. Heeroome Dunckel aber stand etwas abseits im Hintergrund und lachte mit dem ganzen Gesicht.

So schlug Heeroome Dunckel im Jahre 1677 den Franzosen ein Schnippchen.

Schluss

Der Brand von Tatoi.

Eine lebendige Schilderung des furchtbaren Brandes im Waldgebiet des griechischen Königsschlosses von Tatoi veröffentlicht ein Berichterstatter des Matin, der die Katastrophe als Augenzeuge miterlebte:

Es war 8 Uhr morgens, als der erste Herd des Brandes aufflammte, der den Wald von Tatoi völlig vernichtete, auf das königliche Sommerschloß überging und ungeheueren Schaden anrichtete. Da das Waldgebiet von Tatoi nur 26 Kilometer von Athen entfernt ist, konnte man von den Toren der griechischen Hauptstadt aus gewaltige flammende Wolkenzüge erblicken, und bald war der Horizont durch eine Feuerlinie in einer Ausbreitung von mehr als 20 Kilometer versperrt. Am äußersten Punkte des Rundblickes, in der Nähe von Sangercurio, erschienen winzige glühend leuchtende Punkte, sie verdichteten sich und bildeten schnell eine Linie, die in Zickzackwindungen voranschoß, größer wurde und an den Toren von Kephissia einen furchtbaren Flammenherd bildete. Im Zentrum des gewaltigen Feuermeeres konnte man eine Art ungeheuren rauch- und glutspeienden Ofens erblicken, dessen Flammen verschiedentlich bis 40 Meter hoch emporschlugen. Wohin man auch den Blick wandte, in der ganzen Ausdehnung des Feuerbereiches sah man die knackenden, zusammenstürzenden Schatten der brennenden Bäume, von denen Funkengarben in den Himmel schossen. Der ganze Landstrich war mit düsteren, zuckenden, kupferfarbenen Wolkengebilden überdeckt. Auf der Landstraße nach Tatoi begegnete unser Kraftwagen griechischen Truppen, die erschöpft von den Löscharbeiten zurückkehrten, um sich in der frischen Luft zu erholen. Wir aber versuchen unsere Fahrt fortzusetzen und dem Feuerherd möglichst nahe zu kommen. Aber bald müssen wir anhalten, da das Feuer, das sich rasend ausbreitet und die ganze Landschaft in allen Richtungen verschlingen zu wollen scheint, unvermutet unseren Weg abschneidet. Einen Augenblick starren wir noch in die unendliche Glut, dann machen wir kehrt, und auf der Rückfahrt begegnen wir in Varipopi dem griechischen Minister des Innern, dem Kriegsminister und dem Polizeipräfekten, die ihre ganze Energie anwenden, um den im Verlaufe weniger Minuten organisierten Rettungsdienst zu leiten. Wir fahren weiter und erblicken Bauern, die in eiliger Flucht mit ihren Habseligkeiten über die Straße stürzen, nachdem sie mit knapper Not den fürchterlichen Bedrohungen des glühenden Ungeheuers entronnen sind. Denn im ganzen Gebiete von Tatoi ist alles ein Raub der Flammen geworden, und die Unglücklichen, deren Häuser eingestürzt und verbrannt sind, flüchten durch die Nacht, auf armseligen Karren ihre geringe Habe mitschleppend, die sie noch zu bergen vermochten. Und zwischen diesen fliehenden Menschenmassen laufen Herden wildgewordener Schafe. Es ist ein unvergeßliches Bild des Schreckens, der Verzweiflung und Todesangst.

§§ **Der Drückeberger auf dem Baum.** Als ein hartnäckiger Gegner der Wehrpflicht hat sich ein gewisser Settimo Ciriciofolo aus Cerreto in der italienischen Provinz Perugia erwiesen, der seit Wochen die ganze Gegend in Atem hält. Vor acht Wochen hatte er seinen Einberufungsbefehl erhalten, war aber gänzlich abgeneigt, sich an dem Unternehmen der Befreiung der unerlösten Provinzen aktiv zu beteiligen. Deshalb versorgte er sich reichlich mit Nahrungsmitteln, nahm seine Büchse und einen Vorrat von Patronen und erstieg einen besonders hohen Kastanienbaum, auf dem er sich häuslich einrichtete, mit der festen Absicht, während der Kriegszeit in der luftigen Höhe zu bleiben. Umsonst bemühten sich die Behörden im Guten und Bösen, den halsstarrigen Antimilitaristen eines Besseren zu belehren und zur vaterländischen Pflicht zurückzuführen. Alles vergebens; er drohte jeden niederzuschießen, der sich dem Baume nähern würde, und auf ein Gefecht wollten es die Polizisten und Gendarmen, die den Kastanienbaum umlagerten, doch nicht ankommen lassen. Aber Ciriciofolo mußte zuweilen denn doch seinen luftigen Sitz verlassen. Endlich gelang es so dem Brigadier der Carabinieri, ihn bei einem Ausgang zu erwischen. Als er sich auf ihn warf, versetzte ihm der wütende Drückeberger mit einem Rasiermesser einen tiefen Schnitt in die Wange, worauf einer der Carabinieri den Revolver zog und Ciriciofolo durch einen Schuß ins Bein kampfunfähig machte, so daß seine Verhaftung erfolgen konnte. Eine wertvolle Bereicherung der italienischen Armee dürfte dieser vom Kastanienbaum herabgeholte Militärpflichtige kaum bilden.

Gartenarbeit und Blumenpflege

Ⓛ Die Gartenmelde.

Eine zu wenig beachtete Gemüse- und Zierpflanze.

Eines unserer beliebtesten und begehrtesten Gemüse, der Spinat, hat die leidige Eigenschaft, während des Sommers, zumal auf etwas trockenem Boden, mit wenig Blattwerk schnell hoch zu gehen und Samen zu bilden. Aus diesem Grunde wird man ihn auch während des Sommers nicht allzu häufig im Gemüsegarten antreffen. Wohl hat man in dem bekannten Neuseeländer Spinat (Tetragonia expansa), einen guten Ersatz, doch ist die Anzucht der Pflanzen etwas umständlich. Einen gleichen vollwertigen Ersatz bietet für die Sommerzeit die Gartenmelde, die genau wie der Spinat zubereitet, ein sehr wohlschmeckendes Gemüse abgibt und in vielen Gegenden Süddeutschlands massenhaft angebaut wird.

Die Anzucht ist sehr leicht. Vom März ab auf ein lockeres, nahrhaftes Land ziemlich dicht ausgesät und feucht gehalten, können schon nach sechs bis acht Wochen die blattreichen Triebe als Gemüse geerntet werden. Es empfiehlt sich alle 14 Tage eine Aussaat vorzunehmen, um den fortwährenden Bedarf zu decken. Außer der großblätterigen dunkelgrünen Sorte (Aktriplex hortensis), gibt es noch eine gelbblätterige (A. cupreata), auch Kupfermelde genannt, und eine rotblätterige (A. atrosanguinea), die sog. Blutmelde. Von Feinschmeckern wird die gelbblatterige Melde der grünblatterigen vorgezogen; auch die Blutmelde ist als Gemüse gleichwertig verwendbar, doch kommt sie zunächst wegen ihrer schönen dunkelkarminroten Belaubung als Zierpflanze in Betracht. Einfassungen von Rabatten, auch ganze Beete lassen sich schnell und sehr wirkungsvoll damit herstellen. Der Samen wird ziemlich dicht breitwürfig oder in Reihen im März ausgesät, schon im halben April ist die rote Belaubung vollständig, die sich bis in den Sommer hinein erhält. Die Pflanzen müssen nur durch öfteres Auskneifen der zu üppig wachsenden Triebe kurz gehalten werden. Sehr schöne Farbenwirkungen werden mit der Blutmelde im Zusammenhang mit weißen, gelben und blauen Stiefmütterchen erzielt. Wer große Blumenbeetflächen im Frühling herzustellen hat, für den ist die Blutmelde ein sehr wertvolles Material, sie bildet aber auch im Hausgarten zur Einfassung der Beetränder einen reizenden Schmuck. Die Stammform der Melde ist bei uns ein einjähriges lästiges, den Boden stark aussaugendes Unkraut, um so nützlicher sind die sogenannten Gartenformen.

Die Pflanze hat auch schon ihren Dichter gefunden. Zu ihrem Lob hat ein begeisterter Verehrer mächtig in die Saiten gegriffen, und wir möchten unseren Lesern das Meldenlied nicht vorenthalten:

Die Melde.

Den Römern großer Dank gebührt
Weil den Spinat sie eingeführt,
Vor bald zweitausend Jahren
Am Rhein, bei den Barbaren.
Noch unbekannt war der Ersatz
In dem Gemüse-Nahrungsschatz —
Doch wächst auf jedem Felde:
die Melde.

Ganz sonder Pflege leicht zu ziehn,
Ob rot sie, gelb sie oder grün;
Wo sie von Gärtners Hand gesät
Schmückt dankbar sie das Gartenbeet,
Im übrigen sehr anspruchslos
Ist die Entwicklung schnell und groß,
Es bringt Ertrag in Bälde:
die Melde.

Wie die Erfahrung uns gelehrt,
Zeigt dann sich erst der Pflanze Wert
Wenn als Gemüse, wie Spinat
Sie auf dem Tisch sehr delikat,
Von vorzüglicher Mundung
Und fördernd die Gesundung.
Nur wenig kost't an Gelde:
die Melde.

Wie Bohnen, Rübchen, fein und zart,
Wie Erbsenschoten, Kopfsalat,
Gab's schon im Paradiese
Die Melde als Gemüse.
Drum pflanz' auf jedem Gartenland
Vom Alprand bis zum Nordseestrand,
Von Bagdad bis zur Schelde:
die Melde.

J.

Unsern Frauen

Ⓛ Zur Ernährungsfrage.

An das Wort Diät knüpft sich eine Menge Krankheitserscheinungen. Wie viele Diatfehler werden gemacht, dadurch daß die Menschen zu viel, zu rasch, ja raffiniert Zubereitetes essen! Rückkehr zu altväterischer Einfachheit wäre am Platze, um so mehr als heute die halbe Welt nervös ist, so daß man den Speisezettel für Nervöse allen empfehlen darf, der lautet: Die Kost sei einfach und derb, halte sich frei von den Raffinements und Gelüsten einer überfeinerten Kultur und verbanne alle scharfen Reizmittel.

Im einzelnen sei auf folgendes aufmerksam gemacht:

Man lebe mäßig in der Nahrungsmenge, esse nur dann und so viel, als man rechtschaffenen Hunger hat. Der Nervöse meide den Alkohol, den Wein und das Bier. Er achte auf sein Essen, kaue ordentlich und speichle den Bissen gut im Munde ein — ein sehr wichtiger Punkt, denn der Nervöse jagt meistens alles in Hast durch den Schlund, anstatt wirklich zu essen. Die Natur gibt ihren Geschöpfen die Nahrung brockenweise — wir bekommen sie schüsselweise auf den Tisch gesetzt, das führt zu vielen Fehlern.

Mittelmaß ist das beste, auch was die Wärme der aufgetragenen Speisen angeht. Die Mutter sagt allerdings dem kleinen Jungen, damit er an der heißen Suppe sich den Mund nicht verbrenne, dafür habe er das Blasen gelernt; besser wäre es aber, die Suppe würde in einer so mäßig warmen Temperatur aufgetragen, daß das Blasen nicht nötig wäre. Viel reden mag man an der Gasthofstafel, wo man auf jeden weiteren Gang eine halbe Stunde warten muß, sonst sei man schweigsam bei Tisch; jedenfalls ist die Tafel nicht zum Streiten, nicht zum Politisieren und auch nicht zum Zeitungslesen da.

Drei Mahlzeiten genügen im allgemeinen, doch gönnen wir leicht erschöpfbaren Naturen fünf bis sechs. Das Ideal der Nahrung, und zwar nicht nur für den Nervösen, sind Milch, Käse und die Körnerfrüchte: Weizen, Hafer, Roggen, Gerste, Mais, Reis. Zu den Nahrungsmitteln rechnen wir auch Obst und Früchte; das sind keine Näschereien, wie die Sachen, wie sie etwa der Konditor backt.

In der rechten Wertschätzung dieser Nahrungsmittel, die die Grundlage unserer täglichen Ernährung abgeben sollten, liegt, zumal in unseren Tagen, ein tüchtig Stück Wirtschaftspolitik. Vor mir habe ich ein Buch: Der Kampf um gesunde Nerven, von Marzinowski, dem leitenden Arzte eines Sanatoriums, geschrieben. Da steht in der Auflage von 1907, also 7 Jahre vor dem Kriege, folgendes:

„Fleisch und Eier sollten viel weniger genossen werden, als es zurzeit üblich ist und noch in steigendem Maße zunimmt, üblich zu werden. Der Nervöse darf nur einmal am Tage Fleisch essen und esse sich nie gerade am Fleisch satt. Fleischextrakte und Bouillon verbiete ich Nervösen grundsätzlich. Das beste Fleisch sind außer Geflügel Fische. Als unbedingt notwendig ist der Fleischgenuß keinesfalls anzusehen. Gemüse sind wichtige Dinge, obgleich, wenn man die Menge, die man davon genießen kann, viel nutzbarer Nährstoff nicht in ihnen liegt. Dagegen ist die Kartoffel ein sehr wichtiger Bestandteil unserer Nahrung. Wer reichlich Kartoffeln ißt, bedarf weniger Eiweißzufuhr, als jeder andere. Auch ausgereifte Hülsenfrüchte, Erbsen, Bohnen und Linsen enthalten viel Eiweis und sind zumal dem, der den ganzen Tag körperliche Arbeit tun muß, sehr zuträglich. Salate sind wegen ihres Gehaltes an Mineralsalzen wertvoll. Warnen soll man vor allem auch die Nervösen vor fetten Saucen, fett Gebackenem, auch vor schwerem Kuchen, überhaupt vor allen konzentrischen Nahrungsmitteln, vor stark und süß eingekochten Früchten und dergleichen. Künstliche Nahrungsmittel, wie sie der Markt zu Dutzenden zu Tage fördert, sind meist vollkommen überflüssig."

Man will heutzutage eine allgemeine Abmagerung bemerken und führt sie gern auf den mangelnden Fleischgenuß zurück. Vielleicht ist das nicht so ganz richtig. Die noch ungewohnte Lebensweise mag einen augenblicklichen Rückschlag zur Folge haben, wie ein Baum oder eine Pflanze in der ersten Zeit in anderem Boden zurückgeht. Hat sich die Gewohnheit einmal durchgesetzt, tritt auch gewiß diese Erscheinung der Abmagerung wieder zurück.

So dürfen wir, trotzdem wir manches Liebgewordene entbehren müssen, doch vertrauensvoll in die Zukunft schauen. Beschenkt der Himmel in reicher Körnerfrucht uns eine gute Ernte, dann bleibt der Tisch für uns gedeckt, und die Spekulation der Engländer und Franzosen auf Deutschlands Verhungern fällt, wie ihre Schiffe durch unsere U-Boote, ins Wasser. H.

Ⓛ Lebhafte Kinder — gesunde Kinder.

Lustig und beweglich wie die Vögel muß das kleine Volk sein, wenn es an Leib und Seele wohl gedeihen soll. Das mögen alle Mütter beherzigen und ihre Lieblinge niemals zum Stillsitzen zwingen. Im Zimmer wie draußen sollte man den Kindern möglichst viel Freiheit gewähren, ihre Lebenslust zu betätigen. Freilich gehört da von seiten der lieben Eltern, besonders der Mütter, große Geduld, viel Ein- und Nachsicht dazu, denn ohne störenden Lärm, ohne Hautabschürfungen, zerrissene und beschmutzte Kleidung geht es beim Kinderspiel nicht ab, und diese unliebsamen Dinge sind es eben, wodurch so manche Mutter in Zorn gerät und sich nicht selten zu harten Strafen hinreißen läßt — eine Handlungsweise, die vom pädagogischen Standpunkte verurteilt werden muß. Kinder sind eben nur Kinder — das darf nicht vergessen werden. Die Hauptsorge aller Eltern sollte immer sein, daß ihre Kinder gesund und brav sind — alles andere ist Nebensache und nicht wert, weder Zorn oder Aerger zu schaffen. Um diese hohen Güter läßt sich mit Vernunft und gutem Willen über all die kleinen Unannehmlichkeiten, wie sie das Tun und Treiben des kleinen Volkes täglich schafft, leicht hinwegsehen, denn auf Gesundheit und Moral beruht Eltern- und Kinderglück.

Nichts ist abstoßender, als wenn Kinder wegen kaum nennenswerter Vergehen unvernünftig gestraft werden. Das gilt besonders für strafende Mütter! Damit werden Kinder nicht gebessert, sondern nicht selten ihre beste Anlagen geradezu verdorben, ja es kann durch solche Behandlung nur zu leicht Achtung und Liebe in den jungen Herzen für diejenigen, welche ihnen am nächsten stehen, für immer ersterben. Wenn solche Eltern späterhin über Liebelosigkeit und Undankbarkeit ihrer Kinder klagen, so ernten sie, was sie gesät. Alle Hochachtung vor Elternmühe und -sorgen allezeit! Aber jedes Kind hat auch das Recht auf vernünftige, menschliche Erziehung von seiten der Eltern. Vernünftige Eltern werden sich dessen auch stets bewußt sein und deshalb ihren Kindern nach Möglichkeit Frohsinn und Lebenslust zu erhalten suchen. Nie werden sie sich dabei durch kleine Unannehmlichkeiten zu Zorn oder harten Strafen hinreißen lassen. Solche Eltern erfreuen sich nicht nur gesunder Kinder, sondern säen zugleich auch Liebe und Dank und dürfen auch getrost auf eine gute Ernte hoffen.

R. Sylvester.

Spiel- und Rätsel-Ecke

Bilder-Rätsel.



Rösselsprung.

			nichts	und			
		stock	und	nichts	tes		
kern	wort	ber	deutsch	spruch	grab	tes	fälsch
		tat	in	welsch	ber		

Rechen-Aufgabe.

Aus den je einmal zu verwendenden Ziffern 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 sollen drei Brüche gebildet werden, deren Summe 4 beträgt. Gegeben sei $^{9}/_{5}$; aus den noch nicht benutzten sieben Ziffern sind die beiden anderen, einander gleichwertigen Brüche herzustellen, in denen Zähler und Nenner durch 7 aufgehen.

Auflösungen der vorigen Sonntags-Beilage.

Auszähl-Rätsel.

Die Auszählung beginnt mit der fünften Silbe. Die scherzhafte Redensart lautet: Geld allein macht nicht glücklich, man muß es auch besitzen.

Aufgabe.

78 Schläge; und zwar 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 = 66. Außerdem von der mittäglichen Zwölf 11 Schläge, d. s. die Schläge 2 bis 12 (denn mit dem ersten Schlag der Zwölf schließt diese Stunde ja ab), und von der mitternächtlichen Zwölf der 1. Schlag (denn beim 2. ist Mitternacht bereits vorüber).

Anagramme.

1. Belgrad. 2. Ilmenau. 3. Husum. 4. Stettin. 5. Warschau.

Magisches Dreieck.

g
a r
b o i
e r d e
l u k a s

(Nachdruck und Nachbildung aller Teile untersagt.)

Verantwortlicher Redakteur i. V.: H. Müller in Köln.
Rotationsdruck und Verlag von J. P. Bachem in Köln.

Soziales, Handwerk, Gewerbe.

(LA) Wohnungsfürsorge für kinderreiche Familien.

Ein süddeutsches Witzblatt brachte vor einigen Monaten einen guten, zeitgemäßen Scherz: Im Schützengraben sagt ein Feldgrauer zu seinem Kameraden: „Du, meenst du, wenn et Friede jibt, dann wohne ick wieder? Fällt mir jar nich inn! Ick pachte mir dann een Stück Jemüseland und baue mir eenen jemütlichen Schützenjraben rinn."

Witzblätter haben das Recht der Uebertreibung. Der Schützengraben daheim mit dem Wohnunterstand wird Phantasie bleiben. Aber etwas Wahres liegt doch in dem Scherz. Die Abneigung gegen die städtische Wohnweise ist echt und ebenso wahr ist das Sehnen nach der Natur, die das Blatt den Krieger aussprechen läßt. Wir wissen aus Zuschriften von draußen und aus Mitteilungen beurlaubter Freunde, daß die monatelange Verbindung unserer Feldgrauen mit Mutter Natur den Wunsch nach Heimstätten mit einem Stückchen Natur umgeben, geweckt hat. Der Heimstättengedanke hat bei unseren Kriegern großen Anhang gefunden, und wenn das Bild von dem Schützengraben daheim Geltung bekommen soll, dann mag es auf die künftigen Kriegerheimstätten Anwendung finden: Sie sollen Schützengräben für die Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft werden.

Auf dem Wege dahin ist jetzt ein erster bedeutsamer Erfolg erzielt warden. Der Reichstag hat am 24. Mai einstimmig vom Bundesrat die Vorlage eines Gesetzentwurfs für die Schaffung von Kriegersiedelungen in Stadt und Land verlangt. Wohlverstanden: einstimmig, wie am großen Tage vom 4. August die ersten Kriegskredite bewilligt wurden.

Der Beschluß des Reichstages wird draußen an den deutschen Schutzwällen ebenso freudigen Widerhall finden wie in der Heimat bei allen Freunden dieses echt deutschen Heimgedankens.

Die Gesamtheit muß den Familien mit ausreichendem gesundem Nachwuchs beispringen. Dafür sind schon allerlei Vorschläge, brauchbare und weniger wirksame gemacht worden. Die Steuerermäßigungen allein werden wie bisher unwirksam bleiben. Kinderzulagen können wohl Staat und Gemeinde einführen, in Privatbetrieben sind sie dagegen kaum denkbar. Da würden sie zur Bevorzugung von Unverheirateten und Kinderlosen bei der Anstellung führen. Wirksam dürften schon Erziehungsbeihülfen vom dritten Kinde an werden. Die in neuester Zeit empfohlene Sparpflicht könnte ein gutes Mittel zur Erziehung zur Anspruchslosigkeit werden und daneben helfen, die Mittel zur Gründung des eigenen Nestes und seiner Ausstattung anzusammeln.

Eine wirksame Hülfe für kinderreiche Familien erwartet man von der Reichs-Wohn-Versicherung, die der Deutschnationale Handlungsgehülfenverband in seiner Denkschrift an den Reichstag gefordert hat. Diese Versicherung wäre im Anschluß an die Angestelltenversicherung zu schaffen und sie würde sich eben so gut für die gewerblichen Arbeiter an die Invalidenversicherung anfügen lassen. Die Beiträge wären mit dem Beginn der Beitragspflicht — 16. Lebensjahr — zu bezahlen. Die Beitragspflicht hört mit der Verehelichung auf. Von den Beiträgen hätten versicherte Familien vom dritten Kinde ab steigende Wohnrenten zu erhalten. Mit einer solchen Wohnrente wäre den kinderreichen Familienvätern eine erhebliche Erleichterung für den Wohnungsaufwand bereitet. Auf diese Weise wäre der Wohnungsnot der durch Neigung oder Berufspflicht auf das Massenmietshaus angewiesenen Haushaltungen schon fühlbar abgeholfen. Gleichzeitig muß aber ermöglicht werden, daß die Wohnrente auf Antrag in eine Kapitalabfindung für den Erwerb eines Eigenheims umgewandelt werden kann.

Also wieder eine neue Versicherung? Neue Beiträge? Nun, wer erinnert sich nicht der Kämpfe bei der Einführung der staatlichen Arbeiterversicherung? Und wer möchte heute nicht, daß unsere Angestelltenversicherung zehn Jahre älter wäre, schon um unserer Krieger und der Krieger-Hinterbliebenen willen? So wird es auch einmal mit einer Wohnungsversicherung sein.

st- Sucht Pilze!

Der Regen der letzten Monate hat den Wald überreichlich gefeuchtet und dadurch gedüngt, so daß er zur rechten Brutstätte für die mancherlei eßbaren und zum Teil sehr wohlschmeckenden Pilze geworden ist. Allenthalben schießen sie empor, die Kapuziner- und Birkenpilze, die Champignons, Parasols, Brätlinge, Reizker und besonders der leicht kenntliche Pfifferling oder Eierschwamm. Der köstlichsten einer ist der Steinpilz (Boletus edulis), der aber einen gefährlichen Doppelgänger hat in dem Satanspilz und dem Hexenschwamm; der Kenner wird keinen Augenblick im Zweifel sein, da der köstliche Nußgeruch, die feste graugrüne Lamellenmasse und der auffallend dicke, faserige Stiel den Steinpilz charakterisieren. Die genaue Kenntnis der Arten ist die erste Vorbedingung beim Suchen der Pilze, die zurzeit außerordentlich geeignet sind, unsere Tafel zu bereichern und zu veredeln, auch in entsprechender Art hergerichtet, den Wintervorräten aufzuhelfen. Vielfach hängen in den Schulen Bildtafeln mit einerseits eßbaren als anderseits giftigen Pilzen. Sonst sollte man die Ausgabe für ein Pilzbuch nicht scheuen, das die genaue Abbildung und Beschreibung der verschiedenen Sorten zeigt. Im allgemeinen ist die übertriebene Angst vor Pilzvergiftung unbegründet, da nur einige wenige Arten Aehnlichkeit mit den eßbaren Arten zeigen, so der Knollenblätterschwamm und Birkenreizker mit dem Champignon, Schwefelkopf mit Stockschwamm. Als Regel gilt es, daß die auffallend gefärbten Pilze, wie der hellrote Fliegenschwamm und die Stinkmorchel giftiger Natur sind. Ausnahme macht nur der Eierschwamm oder Pfifferling, dessen leuchtend gelbe Farbe die Blicke der Suchenden auch auf dem Blätterboden anzieht, während unscheinbar gefärbte in dem Gelb und Braun des welken Laubes verschwinden.

Die erste Regel des Pilzsuchers ist es, die giftigen Arten, deren es glücklicherweise nur wenige sind, kennen zu lernen, um sie zu vermeiden. Man hat deshalb Kinder angehalten, die Arten abzuzeichnen und anzumalen, da sie sich dadurch erfahrungsgemäß dem Gedächtnis einprägen; dann muß man die Orte kennen und die Verhältnisse, die dem Gedeihen der einzelnen Sorten günstig sind. Der Champignon, der König der Pilze, der zu Züchtungszwecken vielfach in unterirdischen Räumen gezogen wird, so auch in den Kellern herrschaftlicher Häuser, wächst vom Mai bis Oktober an sonnigen Waldplätzen, auf Wiesen, besonders auf Schafweiden, in brachliegenden Weinbergen oder Aeckern; bei seinem Aufsuchen muß die allergrößte Vorsicht beobachtet werden, während der Pfifferling mit seinen gleichfalls gelb gefärbten Lamellen kaum einen gefährlichen Verwandten aufzuweisen hat. Er liebt, wie auch der Steinpilz Moosboden, Heidekraut oder Grasboden in lichten Laub- oder Tannenwäldern. Auch Parasol, Korallenschwamm und die leicht kenntlichen Stoppel- und Semmelpilze sind bei uns heimisch, aber nicht so erlesenen Geschmackes.

Das Pilzsuchen bietet eine angemessene Ferienbeschäftigung für Kinder, sowohl für den eigenen Haushalt, wie zurzeit bei der ärmeren Bevölkerung für den Markt, wo sie mit hohen Preisen bewertet werden. Auch in der Sommerfrische können sie gesucht und gleich gedörrt oder in Essig gelegt werden für den Winterbedarf; die köstlichste Art der Konserbierung ist natürlich im Frischhaltungsapparat.

Wenn eine frühere Zeit den Pilzen ihres hohen Stickstoffgehaltes einen dem Fleisch gleichwertigen Nährgehalt zuschrieb, so ist das natürlich ein Irrtum gewesen; ihr Wohlgeschmack kommt aber häufig dem Fleische gleich. Insbesondere die Brühe des gekochten oder gedämpften Steinpilzes erinnert an die soeben mit Schmerzen entbehrte Fleischbrühe, gibt auch weniger wohlschmeckenden Speisen ein köstliches Aroma. Wenn der Nährwert auch nur den Gemüsen gleichgeachtet wird, sind die Pilze besonders in diesen Tagen der Nahrungsmittelschwierigkeit als Genuß- und Nährspeise empfehlenswert. Man vermeide die breitgetretenen Pfade der Spaziergänger und suche die Orte auf, die den Lebensbedingungen der Pilze besonders günstig sind.

Kölner Local-Anzeiger. * Köln, 30. Juli 1916.

Unterhaltendes

(LA) Kregsbilder IC.

E kölsch Verzällche vun Heinrich Koch.

„Der Kaiser en Kölle! Der Kaiser em Dom!" Dat woren de Woot, die vör winnige Däg vun hunderttausende Leppe klunge, die we ne elektrische Funke en winnige Minutte ganz Kölle durchdrunge, die mallich glichsam met helliger Scheu un Ehrfurch usjprosch, die de Hätze hühter schlage, un en jedem kölsche Hätze der Wunsch läbendig wäde leeß: Och künnt ich doch jitz unse Kaiser sin!

Nor winnige, wenn och Dausende, woren et, die dat Glöck hatte, un iwig unvergeßlich wäden inne die Augenblecke sin, wo se medden em blodige, entsetzliche Weltkreg ehre Kaiser vun Angeseech zo Angeseech sinn kunnte. Mer han et jo allemole gelese, we deef ergreifend dä Momang wor, wo der Kaiser sing treue Kölsche gägenüvver stund. Zoeets helle Begeisterung un gewaldig Huh- un Hurrahrufe, — un dann deepe, deepe Stell, als wann ganz Kölle eine große Dom gewoode wör. Jo, en dem Momang, do wor selvs de dütsche, sugar de kölsche Sproch zo ärm, öm dem Usdrock zo gevve, wat et Hätz bewägte. Do sprach et Hätz zom Hätze, et Hätz des Kaisers zo singem Volk, et Hätz des Volks zo singem Kaiser. Do woren se sich minschlich noh getrodde, do wor de Höll avgestrief, die söns der Herrscher ömgitt, un in esu huh üvver der gewöhnliche Sterviche erhivv. He fohlt mallich, dat mer en där furchbare Prüfung, die Gott uns gescheck, all ärm Minsche sin, die föhle un ligge, — mag et no Kaiser ov Volk sin.

Jo, der Kaiser sohch si Volk, sing Kölsche, un daach: Du armes Volk, wie unendlich mußt du leiden, wie fühle ich mit dir jeden Schmerz und jede Pein. Du tapferes Volk, wie standhaft hältst du aus, an der Front und auch daheim. Du treues Volk! Hab Dank für deine Treue. In meiner Untertanen Schoß kann ich getrost mein Haupt legen. Empfange nicht den Dank des Herrschers —, nein, den Dank des Vaters, der dich liebt! — Un et Volk, de Kölsche, sohchen ehre Kaiser, un do sohlten se wohre, heiße Leev zo im en ehre Hätze, un allemole ohne Usnahm daache: Do ärme Kaiser, wat muß do liggen un usstonn. Do liggs för di ganz Volk un drähs met im all' sing Schmätze un Ploge. Do herrliche Kaiser, do unser Vörbild en Nut un Dut. We kennst'e kein Rauh bei Dag un Naach, un denks nor an di Volk un nit an dich en treuester Flicherföllung. Do geliebte Kaiser, do unse Vatter, wat ha'mer dich gähn. Süch, he stonn se, ding Döchter un Sönn, un sin bereit, wann et sin muß, ehr Hätzblot för dich hinzogevve!

Nümmes wor et, dä dat usjproch, als hä deefbewäg op singe Kaiser sohch, ävver nümmes wor och, dä nit ganz genau su bes deef en si Hätzkülchen erenn gedaach hätt, un doröm, grad doröm wor die Ovatiun, die dem Kaiser zo Kölle esu stell un stumm, un doch esu beredt eß dargebraht woode, wahl de ergreifendste, die hä besher erläav hätt. Jo, dat hätt de Kölsche och esu got gedonn, dat ehre Kaiser tireck vum Bahnhoff us singe Schrett n'om Goddeshuus lenke dät, no unsem leeve, kölsche Dom, öm do si Hätz zo singem Herrgott zo erhevve. Oem wat mag unse Kaiser wohl do gebäät han, wat wor et, wat hä, der irdische Künning, dem iwige Künning des Himmels un der Aed vördrog? Nor ei Woot rung sich en heißem Flehe vun sing Leppe, un immer widder wääden s'et gesproche han: Herr, gib Frjeden meinem Volke! Un secher, ganz secher eß, dat unsen Herrgott si Gebett nit unerhürt ließ. Nit weed hä gebäät han: Zermalme, vernichte meine Feinde, sondern: Mach ein Ende dem entsetzlichen Blutvergießen. Gib uns ehrenvollen Frieden und Sieg! Un eß et nit, als wann unsen Herrgott ald om Wäg wör, si Gebett zo erhüre? Weed unse Kaiser am hückige Dag nit ungerstütz vun Dausende, jo vun Millijune vun Kinder en ganz Europa, die et gliche Gebett zom Thrun Goddes emporschecke?

Jo, och hück weed unse Kaiser, we alle Dag, öm der Fridde bedde, bedde bes der Schlof sich senk op sing möde Auge un hä för e paar koote Stunde Vergessenheit fingk vun allem, wat si Hätz su schwer bedröck. Un wat eß et, wat hä säht, wann der Draumgott zo im kütt? Nit blodige Schlaachfelder, nit zerschosse un verwöste Dörper un Städte, nit de zeresse un zerfetzte Leichname vun su mänchem dütsche Mann un Jüngling, nit Föör un Blot un Nut un Dut, — nä, e gewaldig un großartig, ävver och e lieblich un wunderschön Bild eß et, dat sich im zeig. Hä süht em Draum ganz Europa, ävver nit dat Europa, dat jitz noch schlemmer eß, we der föörspeiende Vesuv. Nä, hä süht et umgewandelt zo n'em unendlich große Saal, dä eß we ne gewaldige, bes zom Himmel ragende Dom, en dem et glänz un blink un strohlt vun 'er Unzahl vun Kaäze. Un en dem Dom süht hä Millijune vun Kindere kneene, die andächtig an ehr Bruß schlage, un met ehr selverhelle, unschöldig fromme Stemme bedde: O Herr, ich bin nicht würdig, daß Du eingehst unter mein Dach. Doch sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund! Un dann süht hä, we jedes enkele vun dä Kinder hintritt zo ner Kummelijonbank, die ganz Europa ömspannt, un we allemole ohne Usnahm der göttliche Heiland empfange. Un der Draum zeig im, we us jedem Kindeshätze en dem Momang, wo singen Herrgott bei im singen Enzog hält, dat selve Gebett zom Himmel sich schwingk: Lieber Gott, erhöre uns, schenk Frieden deiner Erde!

Un do flammt et op we en ungeheuer Flamm, die sich loßringk vum unschöldige Kinderhätze, die luuter hühter un hühter steig, die ehre Wäg singk zom Himmel, die de Wolke un de Stänewelt durchdringk, un die nit Raß un Rauh singk, bes se endlich Halt määt vör'm Thrun des Allerhühkste. Jo, do steiht se glichsam verkörpert vör unsem Herrgott, de Gineralkummelijon aller Kinder vun ganz Europa, un all dä Schmätz, dä op Aede geledde, alle Ping, die gefohlt, alle Trone, die gekresche, all dä Jamer, dä durchläav weed, all dat entsetzliche Ligge, dat de Aed en ehrem Bann hält, kütt zom Usdrock en dem gewaldige Ros, dä de ganze Nator erbevve määt: Herr, erbarme dich unser, erbarme dich unser. Herrgott, schenk uns den Frieden wieder!

Deef bewäg, un vun dem üvvernatörliche Schauspill ganz hingeresse, süht unse Kaiser em Draum, we alle Engele un Hellige em Himmel vör dem Thrun Goddes sich nidderwerfe, un wo och vun ehr Leppe nor eine hätzzerrießende Ros sich ringk: Ja, Frieden, gib Frieden deiner Erde!

Un der iwige, unendliche, gerechte, ävver och barmhätzige Gott süht op singe göttliche Sonn, dä selvs dem Schächer am Krütz vergevve, un dem sing fünf Wunde im pupurrut entgägestrohle. Hä süht, we hä och hück sich widder dausend,- jo millijunefach för de Minsche zom Offer darbrängk, hä höört sing Stemm, we hä em Himmel, ävver och us jedem Tabernakel erus im zoröf: Um meines Blutes willen laß aufhören das furchtbare Blutvergießen, — un dann wink hä n'em Engel un hä lieht sich et Scholdboch vun Europa bränge. Och, we gewaldig groß, we schwer eß dat Boch! Wör et keine Engel gewäs, dä dat Boch bränge sollt, hä hätt et secher nit dragen künne. Un dann süht unse Kaiser, we der Herrgott selvs dat Scholdboch opschleiht, Sick öm Sick, hunderte, dausende Sigge, un do starrt et im entgäge vun ville, ville deefschwatze un blodige Bochstabe. Mänche sin zwor ald usgewäsche durch all die Offere, die de Minsche jitz em Weltkreg ald gebraht, — doch, noch allzoville blieven üvverig, noch lang nit eß alle Schold bezahlt. Klor un deutlich litt vör'm ganze Himmel de Schold Europa's do, un unse Herrgott selver frög: Wie soll alle diese Schuld getilgt werden?

Doch kaum hätt hä et gesaht, do kummen all, all die hellige Kummelijone, die am hückige Dag för die Schold Europas, öm des Friddens welle, vun uns Kinder sin opgeoffert wode. Un ein öm de andere fingk Engang en dem Scholdboch, un ein Sick öm de andere, vörher schwatz we de Naach, weed wieß, we fresch gefalle Schnei. Do jubelt der Himmel, do freue sich de Engele un Hellige, un einer röf et fruhlockend dem andere zo: Hück weed de Schold Europas getilg, hück geiht der Welt e Leech op, dat usstrohlt en dem Woot Fridde!

Och dem Kaiser sing Auge löochte, ohne et zo wesse, falt hä de Häng, un e heiß Bittgebett dringk us singem Hätze. Doch ganz soll et noch nit erhoot wääde, denn als alle hellige Kummulijone sin opgeoffert, do blev doch noch e got Deil der Schold Europas üvvrig; se eß ze groß, öm met einem Mol getilg zo wääde. Als der Kaiser dat süht, do kramp en weldem Schmätz si Hätz sich zosamme. Sollt dann noch kein Engk vum Kreg, vun all dem schreckliche Schlaachte, Düde un Blotvergeße sin? Laut op kühmb hä sugar em Draum, un vör singem Herrgott fällt hä op de Kneen, erhivv zo im sing Häng un röf: Erbarmen, mein Herr und Gott, mit meinem Volke, Erbarmen mit ganz Europa. Siehe, ich, der deutsche Kaiser, bringe mich gern zum Opfer dar für mein Volk. Mach mit mir, was Du willst, nur schone meines Volkes, und laß die Gerechten um der Ungerechten willen nicht zu Grunde gehen!

Do süht unsen Herrgott en unendlicher Mild op der dütsche Kaiser un säht: Das habe ich von dir erwartet. So und nicht anders konntest du handeln. Aber auch ein Kaiser kann nicht unendliche Schuld tilgen. Das kann nur mein Sohn, das kann nur der, der selbst unendlich ist!" — Un we hä dat säht, do kütt strohlend en himmlischer, göttlicher Schönheit et göttliche Hätz Jesu selver. Hä hivv met Leichtigkeit et Scholdboch Europas op, bröck et an si Hätz un sprich: Wie ich einstens der ganzen Welt Schuld auf mich genommen, um sie zu retten vor dem ewigen Verderben, so will ich auch jetzt durch die Wunde meines göttlichen Herzens die noch übrige Schuld Europas tilgen, auf daß seine Völker nicht gänzlich zu Grunde gehen. Denn wollte allein die Gerechtigkeit walten — nimmer nähme dieser Krieg ein Ende. Doch, weil Deutschland und sein Kaiser kämpfen um eine gerechte Sache, so soll von nun an, wenn auch in den Reihen der Deutschen noch manche Schuld sich findet, wieder Liebe und Barmherzigkeit die Völker regieren. Europa, deine Schuld nehme ich auf mich!

Un wie der Heiland dat säht, do schlage Flamme unendlicher göttlicher Lieb us singem Hätze, ergriefen et Scholdboch Europas, — un verzehren et, su dat nix mih vun im üvvrig bliev. Un wie dat geschüch, do hallt ene gewaldige Jubelschrei durch der wigge Himmel, un wie en strohlende Sonn steig ne wunderbar schöne Engel zor blotgedränkte Aed nidder un brängk der verzwiefelnde Minschheit nor ei Woot, ävver met dem Woot der ganze Himmel, dat herrliche Woot: Fridde!

Der Kaiser eß us singem Draum erwaach, un wat hä em Draum gehoot un gesinn, dat spreche noch em Waache sing Leppe: Friede! Doch deef, deef seufz hä op, als im zo Bewoßsin kütt, dat hä dä Woot noch nit spreche kann. Aevver — eß hück nit wirklich dä Dag, wo dat geschüch, wat im der Draum gezeig? Jo, et eß esu, un wann dat Wirklichkeit eß, oll dann dat Uevvrige, wat hä gesinn, nit och en Erföllung gonn künne? Un deef ergreffe kneet der Kaiser nidder, un zom Thrun Goddes, zo dem evvens noch der Draum in gefoht, steig heiß un innig sie Gebett: Du mein Herr und mein Gott, laß Wirklichkeit werden den Traum. Erhöre der unschuldigen Kinder Flehen, erhöre mich, Deinen Diener, der in Demut zu Dir betet: Sende uns, schenke uns, gib uns wieder den Frieden!

Ov des Kaisers Draum en Erfüllung geiht?